

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herold“ zu No. 29, Jahrgang 17.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 26. März 1897.

Der Birnenhandel.

Humoreske von Freiherr von Schlicht.

„Ich sei ein Verschwenker, ein großartiger Verschwenker, der von dem Werth des Geldes, wie von so vielen anderen Dingen, nicht die leiseste Ahnung habe, der in einer Minute mit vollen Händen wieder ausbebe, was er sich in einer Woche mühselig erworben habe. Ich verdiente, unter Kuratel gestellt zu werden, wenn nicht selbst ein Kuratorium empfände, daß bei mir jeder Versuch, mich ändern zu wollen, verlorene Liebesmühe wäre.“

So sprach oft meine kleine Frau zu mir, wenn sie Geld haben wollte, und ich ihr statt jeder anderen Antwort mein leeres Portmonnaie entgegenhielt, in dem alles Mögliche drinnen war — Loden meiner Frau und meines Jungen, Kreppen, ein Geburtstagsverzeichnis von Freunden und Bekannten, alte Fremdenkarten, Alles, nur das nicht, was man zum Leben am wenigsten entbehren kann.

Zwei Jahre hörte ich diese Strafreden meines besseren Ich's ruhig an, ohne mich zu bessern, aber eines Abends, als die kleine Frau von mir hundert Mark haben wollte, und ich ihr beim besten Willen nur fünfundsiebzig Mark und ein von fast allen Zeitungen Deutschlands und Amerikas abgefeiltes humoristisches Feuilleton zur Verfügung stellen konnte, riß mir bei der donnernden Strafrede, die sich über mein, wie stets, unschuldiges Haupt entlud, denn doch die Geduld.

„Nun aber ist's genug!“ fuhr ich sie zornig an. „Zwei Jahre lang habe ich Deine Reden ruhig hingehört, als wäre es eine mit voll unbekanntem Gemüth gestiftete volle Geldbörse, man aber ist's genug! Ich wünsche mir nichts schmerzlicher, als noch hundert Jahre mit Dir zusammen zu leben, aber noch ein Jahr der Ehe wie die beiden letzten, und ich bin eine Leiche, die Du dann anstatt dem von Dir hübschlich herbeigeschnittenen Kuratorium dem Krematorium in Gottha übergeben kannst. Ein Ende muß diesem Zustande gemacht werden, so oder so, und darum habe ich Folgendes beschlossen: Du übernimmst von heute ab die Kasse, jatoch, Du, liebes Kind, trotz Deiner großen erlauchten Augen, alles Geld, das ich verdiene, lieferst ich an Dich ab, ich verlange weiter nichts für mich als Taschengeld — bitte, widersprich nicht, die Kasse ist unweigerlich bei mir beschloffen! Wir wollen einmal sehen, wie weit wir auf die Art und Weise mit unserem Gelde kommen!“

Mit einem Freudenstrei flog mir meine kleine Frau um den Hals. „Wie? Was ist seit Monaten erhofft und erhofft, worum Dich zu bitten seit Langem meine Absicht war, sollte zur Wirklichkeit werden? Du verkaufst mir die Kasse an? Wir lieb und gut Du bist, dafür werde ich Dir ewig danken!“

„Wie, Du willst ein?“ fragte ich höchst erstaunt. „Na, da hast Du meine Börse, gib mir aber, bitte, zunächst für diesen Monat mein Taschengeld!“ Eine Doppelkrone wankerte in meine Hand.

„Mehr nicht?“ fragte ich.

„Bitte sehr, nun habe ich die Kasse!“ lautete die Antwort.

Schon wollte ich meinen vorerfüllten Entschluß bereuen, aber ich sagte mir: Laß nur, wie lange wird es denn dauern, bis die kleine Frau zu Dir kommen und sprechen wird: „Nimm die Last von mir, die Du auf meine Schultern legtest, ich vermag sie nicht zu tragen!“ Gewiß, das würde nicht lange auf sich warten lassen — aber heute, da seit dem Tage, an dem ich das Amt des Kassierers abgab, mehr als fünf Jahre verflossen sind, warte ich immer noch, und ich glaube, ich werde ewig darauf warten.

Wie meine Frau das Kunststück fertig bringt, stets Geld zu haben, ist mir ein Räthsel — ach, und wie ist es schön und bequem, sich um nichts zu kümmern, nichts zu wissen, keine Rechnung

zu erhalten, nie um Geld gebeten zu werden, sondern nur darum bitten zu dürfen!

In einer Frauenversammlung, der ich vor Jahren einmal beiwohnte, fiel das Wort: „Die schlechteste Frau ist immer noch tausendmal besser als der beste Mann!“

Ich bin weit davon entfernt, mich dieser blödsinnigen Behauptung anzuschließen — aber in vielen Punkten sind die Frauen uns doch über.

Meine kleine Frau hat außer vielen anderen Tugenden die der Sparsamkeit, ohne dabei im Geringsten geizig zu sein, aber sie setzt ihren Stolz darein, möglichst wenig zu gebrauchen oder, richtiger gesagt, mit möglichst wenig möglichst viel zu erreichen.

So war es ganz natürlich, daß große Freude in Troja's Hallen herrschte, als ich mir eine kleine Villa kaufte, die in einem herrlichen großen Garten lag. Ein Garten war für meine Frau von jeher der Inbegriff aller Seligkeit gewesen, und mit Feuereifer nahm sie sich der Bestellung des Landes an, beaufsichtigte und instruirte den Gärtner und den Diener und sorgte dafür, daß auch Alles gepflanzt wurde, was zur Lebensnothdurft und Nahrung gehört, als da sind: Erdbeeren und Kartoffeln, Sellerie und Porree, Erbsen und Bohnen, Salat und Grünkohl, Wurzeln und Petersilie, und was es sonst noch immer Schönes auf Erden gibt. Besondere Freude verursachte natürlich die Stachelbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren, von denen man so wunderbarlich für den Winter einfischen konnte, ohne daß man nöthig hatte, dafür auch nur einen Groschen auszugeben.

Der Stolz des Hauses und der Hausfrau aber war ein Birnenbaum; selbst die Berechtigung eines Despoten, verbunden mit der Farbenpracht eines Markart, wäre nicht im Stande, auch nur ein annähernd richtiges Bild dieses Baumes zu geben. Er war einfach, himmlisch; schon als wir das Haus kauften, waren uns von dem Baum Wunderdinge erzählt worden, aber er übertraf alle unsere Erwartungen, viele Tausende der schönsten Früchte hingen an den unter der feinen Last beinahe brechenden Zweigen.

„Obst ist gesund!“ lautet ein altes Wort; so ach ich denn Birnen, daß mir die Augen übergingen; ich wollte mit einem Male gesund werden, aber ich erreichte das Gegentheil von dem, was ich erstrebt hatte — ich bekam einen total in Unordnung gerathenen Magen — und der Arzt sprach topfschmerzhaft: „Reisen Sie nach Karlsbad!“

Karlsbad ist ein theures Pfaster, aber was half's, ich mußte dorthin, wenn ich nicht an den Folgen eines Birnenbaumes frühzeitig von dieser Erde abgehoben werden wollte.

Wie ich aber diesen schönen Baum mit seinen trügerisch schönen Früchten haßte! Am liebsten hätte ich ihn abgeschlagen und in Brennholz verwandelt lassen; da kam ich aber schon bei meiner Frau an. Wir hatten einen heftigen Streit, dessen Folge vorauszuweisen war: der Baum blieb stehen, um auch noch andere Menschen krank machen zu können.

Die theure Gattin blieb zu Haus, und allein mit meinen tausend unverbauten Birnen im Magen fuhr ich nach Karlsbad, wo der Sprudel das gestörte europäische Gleichgewicht bald wieder auf den „status quo ante“ brachte. Früher, als geglaubt und gehofft, konnte ich die Heimreise antreten. Ich hatte meine Ankunft nicht angezeigt, ich wollte die Meinigen überraschen. Trotzdem sah ich auf dem Bahnhof, natürlich vergebens, nach meiner Frau aus — ich fand es unangenehm, daß ich auf dem Bahnhof stand, in der Rechten die Reisetasche, in der Linken den Koffer haltend. Es ist ein schreckliches Gefühl, anzukommen, ohne von Jemandem erwartet oder empfangen zu werden; so war denn meine Laune, allerdings durch meine Schuld, nicht gerade die beste, als ich

endlich vor meiner Hausthür stand. Ich klingelte. — Niemand öffnete. Ich klingelte abermals. — Niemand öffnete.

Ich wußte ganz genau, daß ich am Vormittag meiner Abreise meiner Frau meinen Schlüsselring, an dem sich der Haus Schlüssel und der Drücker befanden, gegeben hatte, trotzdem suche ich in allen Hosens, Westen und Paletots Taschen; ohne etwas anderes zu finden als werthlose Pferdebahnbillets und schweren Herzens bezahlte Hotelrechnungen.

Ich läutete abermals wie verrückt.

— Niemand öffnete. „Kommt Du nicht auf diesem Wege in Dein Haus, dann vielleicht auf einem anderen!“ sprach ich zu mir selbst. Ich machte links um Kehrt und ging um das Haus, um durch die Scheune, von dort durch einen schmalen Verbindungsengang nach der Küche, von dieser nach dem Hausflur und von diesem in mein Wohnzimmer zu gelangen.

Als ich die Scheune betrat, bot sich mir ein gar seltsames Bild.

Meine kleine Frau kniete in einem einfachen starken Hauskleide auf einer ausgebreiteten blauen und weißen Küchenschürze vor einem großen Strohkorb, der voller Birnen war. Neben ihr kniete zur Rechten ein mir völlig unbekanntes Wesen, ihr gegenüber kniete der Burche — mein kleiner Junge war der Einzige, der die Birnen stehend sah.

„Ne, Madame,“ hörte ich da die Stimme der Unbekannten sagen, „mein, Madame, diese drei Birnen nehme ich nicht, die sind halbsüß, die haben Stellen!“

„Das wird immer besser!“ erwiderte meine Frau. „Das soll halbsüß sein! Nicht eine einzige Birne ist zur Erde gefallen, ich und der Diener haben das Obst heute Morgen selbst gepflückt, nicht wahr, Wilhelm?“

„Jawohl, gnädige Frau, da ist kein halbsüßes nicht mit darunter!“

„Da hören Sie es,“ fuhr meine Frau fort, „was denken Sie sich eigentlich? Sie können sich doch nicht die allerbesten Birnen aussuchen, was sollen dann die anderen Kunden sagen?“

„Ja, wenn ich mir nicht mal aussuchen darf, was ich kaufen thue, dann kann ich auch keine Mark für das Schipp bezahlen!“

„Was, eine Mark? Sie sagten doch vorher, Sie wollten eine Mark und zwanzig Pfennige geben?“

„So, habe ich das gesagt?“ klang es ruhig zurück. „Da muß ich mich dann wohl verprochen haben, nein, mehr als neunzig Pfennige gebe ich nie für ein Schipp, nur weil gnädige Frau es sind, lege ich heute nen Groschen zu.“

„Geben Sie wenigstens eine Mark und zehn Pfennige!“ bat meine Frau mit einer so flehenden Stimme, als hätte sie für ihr Seelenheil.

„Nein, Frau Gnädigste, das ist mir ganz und gar gewißlich nicht möglich; aber, weil Sie es sind, und weil Sie mich so freundlich bitten thut, will ich Sie noch fünf Pfennige zulegen, aber mehr ganz gewiß nicht!“

„Gott sei Dank!“ entrang sich dem Herzen meiner Frau, und mit einem „Gott sei Dank, daß Ihr Euch endlich einig seid!“ trat ich unter die Handelnden.

Mit einem Schrei fuhr meine Frau in die Höhe. „Du? Wo kommst Du jetzt schon her? Aber warum schreibst Du denn auch nicht? — Wilhelm, passen Sie auch genau auf, daß nicht nur die guten Birnen fortgehen werden! — Bitte, einschulden Sie mich noch einen Augenblick, Du siehst ja, wie beschäftigt ich augenblicklich bin, geh nur in Dein Zimmer! Wilhelm, begleiten Sie den gnädigen Herrn, ich folge sogleich!“

Aus diesem Sogelich wurde eine Viertelstunde und dann noch eine, und als meine Frau endlich zu mir in das Zimmer trat, war sie, wie man zu sagen pflegt, der Auflösung nahe. Vermuthlich sank sie auf einen Stuhl: „Nein, zu sagen und zu glauben ist es nicht, was man für Aerger und Verdruß hat! Alle Leute, die hierher kom-

men, thun es nur mit der ausgesprochenen Absicht, mich bei dem Birnenhandel zu betrügen — aber ich lasse mich nicht betrügen, nein, ich thue es nicht!“

„Aber, liebes Kind, so beruhsige Dich doch!“ bat ich, „es ist mir übrigens sehr lieb, daß Du das Gespräch gleich auf diesen Birnenhandel bringst; sage mir nur, wie bist Du auf diesen unglückseligen Gedanken gekommen?“

„Unglückselig nennst Du den Gedanken?“ gab meine kleine Frau erkaut und anscheinend über meine Worte empört zurück, „ich finde die Idee absolut nicht unglückselig, vielmehr sehr schlau und praktisch. Ich habe schon ein hübsches Stück Geld verdient.“

„Darf ich ohne imbestret sein zu wollen, fragen, wie viel?“

„Sechs Mark.“

Das klang so stolz, daß ich nicht umhin konnte, zu sagen: „Allerdings — ein kleines Vermögen — die Kosten der Karlsbader Reise sind beinahe gedeckt.“

Zärtlich schmiegte meine Gebieterin sich an mich: „Ach so, ja — Liebling, verzeh' ich hatte das bei dem Aerger ganz vergessen, Du warst ja in Karlsbad, sag', wie geht es Dir? Ich finde, Du siehst bedeutend wohler aus, hat Dir der Aufenthalt dort gut gethan? Hast Du Dich gut amüßigt? Hast Du viele Bekannte getroffen? Wo hast Du gegessen? Bei Puppeler im goldenen Schilde? Hast Du mir auch, wie ich Dich hat, etwas von Johann Sent, der Unübertrefflichen, mitgebracht? Aber so erzähle doch!“

Und ich erzählte, und andächtig hörte meine Frau zu.

Da öffnete sich die Thür, und herein trat der Diener.

„Nun, was giebt's?“ fragte ich, unwillig über diese Störung.

Der Diener suchte mit den Augen die Herrin des Hauses: „Die Frau Kanzleirätin läßt fragen, ob sie vielleicht ein halbes Schipp Birnen bekommen könnte, die gnädige Frau würden es ihr aus Gefälligkeit wohl für fünfzig Pfennige lassen.“

„Sie soll sich ihre Birnen auf dem Monde pflücken!“ donnerte ich los, aber meine kleine Frau erhob sich: „Bitte, verzeh' einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei Dir!“ Und ehe ich es verhindern konnte, war sie verschwunden, um wenige Minuten später, triumphirend ein blankes fünfzigpfennigstück in der Hand haltend, wieder zu mir in das Zimmer zu treten.

„Die will ich Dir schenken,“ sprach mein Ehegesehnist, „dafür kannst Du heute Abend ein Glas Bier mehr trinken.“

Ich bin sonst sehr für das „Nehmen“, aber dieses Mal erhob ich abweisend die Hände: „Behalte nur, Liebste!“

„So nimm doch!“

„Nein, wirklich, behalte sie nur!“

„Aber warum denn?“

„Nun, wenn Du es denn wissen willst: ich mag nicht mit dem Kanzleirath zusammen an einem und demselben Tische sitzen und mein Bier mit demselben Gefäß bezahlen, das seine Frau Dir für die Birnen geschickt hat.“

Verwundert sah mich meine Frau an: „Aber warum denn nicht?“

„Ja, warum nicht? Das ist Gefühlsache, und wer's nicht fühlt, der wird es nie begreifen.“

„So willst Du also damit sagen, daß ich in dem Geldpunkt weniger feinfühlig bin als Du, daß es Unrecht ist von mir Geld anzunehmen?“

„Du drückst Dich etwas schroff aus, Liebste, aber im Großen und Ganzen ähnerst Du meine Ansicht.“

„Nun, Du bist garstig, und ich hatte mich so auf das Wiedersehen gefreut!“

„Glaubst Du etwa, ich nicht? Aber erit muß ich eine Stunde an der Hausthür klingeln, weil Du Birnen verkaufen mußt; dann finde ich Dich mit einer Gemüsefrau um fünf Pfennige freitend, weil Du Birnen verkaufen mußt; ich will Dich begrüßen, Dir einen Kuß geben, Dir erzählen, wie es mir ergangen ist, Du hast keine Zeit, Dich mir zu widmen, denn Du mußt Birnen verkaufen; ich setze Dir ganz ruhig und friedlich meine Ansichten

über diesen Punkt auseinander, ohne jeden Grund nimmst Du mir das übel, machst mir eine Szene, und das Alles nur, weil Du Birnen verkaufen mußt!“

Meine kleine Frau hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und weinte die bittersten Thränen; ich selbst ging wie ein Löwe, der aber bei Hagenbed noch nicht zur Schule gegangen ist, wuthschäumend in meinem Zimmer auf und ab. Da öffnete sich leise die Thür, und abermals trat Wilhelm herein.

„Zum Kuckuck noch einmal, was gibt es denn nun schon wieder?“

Erstochen sah er mich an: „Das Mädchen von der Frau Kanzleirätin läßt sagen, unter den Birnen, welche die gnädige Frau ihr ausgefucht hätten, seien drei bestohene, und die Frau Kanzleirätin hätten gesagt, das Mädchen solle nur von den allerbesten mitbringen, ob die gnädige Frau die drei Birnen umtauschen wollten.“

Hätte ich noch Haare auf dem Kopf gehabt, so hätte ich sie mir in diesem Augenblick ausgerissen.

„Sage dem Mädchen, die Frau Kanzleirätin könne mir im Monatschein begegnen!“ rief ich.

„Aber, Mann!“ rief sie.

„Ach so, ja, richtig!“ besann ich mich. „Nein, sage das nicht! Aber sage dem Mädchen, es solle zu Haus bleiben, meine Frau wäre meine Frau und keine Grünwaaren- und Gemüsehändlerin, und gehandelt würde hier nicht! Und noch ein Anderes will ich Dir sagen: Gnade Dir Gott, wenn Du noch einmal zu meiner Frau oder zu mir in das Zimmer kommst und meldest, daß Jemand da ist, der Birnen kaufen will! Ich schenke Dir hiermit alle Birnen, die noch da sind.“

„Es sind noch sechzig Schipp!“ jammerte meine Frau und erhob flehend die Hände.

„Und wenn sechstaufend Schipp wären, ist mir ganz egal,“ fuhr ich fort; „nimm sie hin, mache mit ihnen was Du willst, verschenke sie, teche sie ein, betrachte sie als Mitgift für Deine Hochzeit, mache, was Du willst, aber laß sie verschwinden!“

Und Wilhelm ließ sie verschwinden: in der Scheune noch auf dem Flur von ihnen die geringste Spur.

„Gott sei Dank, daß der Birnenhandel zu Ende ist, bevor er noch größeres Unglück angerichtet hat!“ sprach ich und begab mich zu meiner Frau, um definitiven Frieden mit ihr zu schließen; der Stein des Anstoßes war wenigstens für dieses Jahr beseitigt.

Kaum hatte ich meine Frau in die Arme geschlossen und ihr einen herzhaften Kuß gegeben, als der Diener uns eine Geschäftskofferte brachte. Ich öffnete und las:

„Gelegenheitskauf.“

Durch einen günstigen Gelegenheitskauf in den Besitz von circa sechzig Schipp der schönsten, saftigsten Birnen gelangt empfehle ich dieselben ganz oder theilweise per Schipp für den äußerst billigen Preis von einer Mark und vierzig Pfennige. Wiederverkäufer erhalten Rabatt.“

„Das sind ja meine Birnen!“ kreischte meine Frau, und mir selbst wurde schwarz vor den Augen.

trohdem erhielt Wilhelm eine schallende Ohrfeige. „Verschenken wollte ich die Birnen, ja wohl, verschenken an alle mir nur irgend wie bekannten Menschen, damit ich Ruhe hätte für alle Zeiten. Aber die Götter und die Birnen wollen meinen Tod; so leicht aber gebe ich mich noch nicht gefangen.“

Ich gab dem Diener den Befehl, vier Arbeiter zu holen, und mit diesen zusammen schaufelte ich am Nachmittag in meinem Garten ein großes Loch, in das ich die sechzig Schipp hinabsenkte. Fest wurde die Erde zugestampft — die Birnen nicht wieder auf.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, meldete mir der Diener, im Garten seien Diebe gewesen, die Erde wäre aufgeworfen, die sechzig Schipp Birnen wären gestohlen.

Eine geraume Zeit ist seitdem verstrichen, aber sobald es an der Hausthür klingelte, zitterte ich bei dem Gedanken, daß mir meine Birnen zum Kauf angeboten würden.

Unseren Birnenbaum aber, einst unser Stolz und unsere Freude, habe ich mit ewiger Verachtung bestrahlt.

Die Zeiten ändern sich.

Aus Paris wird geschrieben: Eine Berühmtheit des Kaiserreichs war das Birnenmädchen Isabelle, welche der Jockeyclub unter seinen besonderen Schutz genommen hatte und im Sommer nach Baden-Baden auf die Rennbahn mitnahm, alle Klubmitglieder konnten sie, kaufen nur bei ihr, die Dichter widmeten ihr die Verse, die Presse feierte sie oft und in allen Tonarten. „La Bouquetiere du Jockey Club, la Belle Isabelle“ war eine Persönlichkeit, gehörte zu Gang-Paris und machte glänzende Geschäfte. Aber man wird nicht jünger. Deshalb heirathete Isabelle, als sie um die Dreißig herum schwebte, einen tüchtigen Gärtnerbur-schen, und eröffnete einen Laden in der Rue Royale, nahe der Medelaine. Aber der theure Blumenladen verschwand bald nach dem Krieg und Isabelle wandelt wiederum, mit ihrem Muschelfisch voll Blumen vor sich, auf die Gassen und über den Boulevard, wo sie Niemand mehr zu kennen und sich ihrer zu erinnern scheint. Ist sie doch eine Greisin geworden. Ein Mitarbeiter der „Illustration“, der sie zufällig erkannte, fragte sie aus: Ihre Rundschaff hat sie verlassen, seitdem Sie den Jockeyclub aufgegeben? „Das nicht, aber die schlechten Zahlen haben mich umgebracht. Ich konnte denen nichts abschlagen, durch die ich etwas geworden war. Aber die Zeiten waren anders geworden, das Kaiserreich tobt, die großen Herren von früher zahlten nicht mehr. Ich habe daher meinen ersten Beruf als Wunderräuberin wieder ergriffen. Ueberall hat man mit meine Vorrechte gewahrt. Ich allein darf die Rennbahn betreten und in den reichen Theatern erscheinen. Auf diese Weise ist es mir möglich geworden, meine Nächte zu erziehen, die dieses Jahr das Konservatorium verlassen hat. Ich bin zufrieden und gebe all meinen Gewinnen her, um meine Gläubiger zu bezahlen, denen ich beim Bankrott meines Ladengeschäftes 20 v. H. versprochen habe, und um meine Pfandscheine zu erneuern. Leider, mit dem Alter kommen auch die Krankheiten; die dicke, raucherfüllte Luft der Nachmittagskäufer erschöpft mich, und jedes Jahr verschwinden alte Bekanntschaften. Die heutigen „Petits vernis“ (Stücker) kennen die einstige Isabelle nicht mehr, sie zahlen nicht mehr 10 Fr. für meine 10 Sous (1/2 Fr.) werthen Sträußchen. . . es ist das Ende.“ (Einst hatte Isabelle in Sammet und Seide, in goldenen Umhängen und Kleide geschliffen, wenn sie Glück im Spiel und Wette hatten. Sie sah anmuthig, hübsch und selbst vornehm aus wie eine Marquise des großen Jahrhunderts.)

London, 14. März. Der britische Dampfer „Normand“, von Newport nach Bilbao fahrend, scheiterte in der Bai von Biscay. Das Schiffsvoll verfant.

London, 14. März. Der britische Dampfer „Normand“, von Newport nach Bilbao fahrend, scheiterte in der Bai von Biscay. Das Schiffsvoll verfant.